

Fiktion darf (un)wahr sein

Fragen an den Frankfurter Schriftsteller, Übersetzer und Literaturwissenschaftler Jan Wilm zu seinem Debütroman



Foto: © Alexander Paul Englert

Jan Wilm hat Anglistik und Amerikanistik an der Goethe-Universität studiert; mit einer Arbeit über J. M. Coetzee hat er dort promoviert und war einige Zeit Wissenschaftlicher Mitarbeiter. Wilm arbeitet heute als freier Autor, Übersetzer und Literaturkritiker.

UniReport: Herr Wilm, Fragen zur Identität von Erzähler und Autor verbieten sich eigentlich. Nun heißt der Erzähler in Ihrem Buch Jan Wilm, wird die Regel damit ausgehebelt, stellt sich ein »Knausgård-Effekt« des autobiographischen Lesens ein?

Jan Wilm: Verboten sein sollte grundsätzlich gar keine Frage, und die Frage nach der Identität ist literarisch immer wichtig. Im Fall meines Romans geht es ja gar nicht anders, die Namensgleichheit von Autor und Erzähler legt diese Frage nahe. Ich reagiere mit Interesse darauf, wenn Kritiker, aber auch sogenannte Normallesende die Verbindung zwischen Autor und Figur herstellen, wenn auch mit einem Schmunzeln. Denn für mich ist natürlich klar, dass Autor und Figur nicht zusammenfallen, ich weiß, was vom Erzählten nicht stattgefunden hat. Mein Geschäft ist die Fiktion, als „Fiktionär“ bin ich unterwegs. Das bedeutet aber nicht, dass ich mich über die Leute, die nach der Nähe von Autor und Figur fragen, lustig mache. Der „Knausgård-Effekt“, den Sie erwähnen, bedeutet ja auch, dass man wieder naiver lesen darf. Die Frage: „was ist an der Fiktion wahr und was nicht?“ stellt ja auch einen Lustgewinn dar. Den lässt ein Roman wie meiner immer zu.

Wie sind Sie auf die Idee gekommen, als Literaturwissenschaftler einen Roman zu verfassen?

Mein ganzes wissenschaftliches Leben, bis hierhin – Studium, Promotion und Arbeit an der Universität eingeschlossen – hat nur stattgefunden, um diesen Roman zu schreiben. Leben ist Recherche, die zu Literatur führt. Ich glaube, dass ich wissenschaftlich immer nur aus einem Grund gearbeitet habe: Die Wissenschaft hat mir die Möglichkeit gegeben, professionell zu schreiben und zu lesen. Lange Zeit waren meine eigenen Texte natürlich wissenschaftlicher Art, während ich auch schon als Literaturkritiker gearbeitet habe.

Jetzt stehen Fiktionen im Zentrum. Das Wichtigste ist aber, dass man schreiben kann. Die Art der Texte ist eher zweitrangig.

Sie sind Literaturwissenschaftler, Übersetzer und Kritiker, Ihr Roman ist gespickt mit literarischen Referenzen. Lläuft ein poeta doctus Gefahr, Literatur nur für andere Wissenschaftler beziehungsweise Literatur-Experten zu schreiben?

Zum einen sind intertextuell gesättigte Romane diejenigen, die mich als Leser interessieren. Wenn ich schreibe, versuche ich den Ansprüchen zu genügen, die ich als Leser selber an Texte stelle. Aber es ist natürlich eine wichtige und berechtigte Frage, für wen solche Texte geschrieben werden. In einem Interview, das ich einmal mit dem US-amerikanischen Schriftsteller Joshua Cohen geführt habe, meinte Cohen, dass man heute im Prinzip für Leute schreibt, die erst dann lesen, wenn sie mit Internet und Netflix fertig sind. Diese Leute sind klug und sehr beschlagen, was Textualität und Narrativität angeht. Vor allem dieses vielleicht kleine, aber kluge Publikum möchte ich erreichen.



**Jan Wilm
Winterjahrbuch.
Frankfurt am Main: Schöffling Verlag 2019**

Zum Inhalt: Jan Wilm, Held des Romans, ist ein perspektivloser Philologe, der aus dem deutschen Wissenschaftsbetrieb ausgeschieden ist und, um die Arbeitslosigkeit

hinauszuzögern, ein fremdfinanziertes Forschungsjahr in Los Angeles verbringt. Der Gegenstand seiner Untersuchung ist – ausgerechnet in Kalifornien – Schnee. Wilm soll durch die Jahreszeiten hinweg den Nachlass des verschollenen Schnee-Fotografen Gabriel Gordon Blackshaw (*1898 †1950) sichten. Doch wie ein Buch über Schnee schreiben an einem Ort, an dem es nie schneit? Wie eine verlorene Frau vergessen, die einen an die Heimat bindet, weil man sie noch lieben muss und nicht vergessen möchte?

Am 10. Februar um 20.00 Uhr liest Jan Wilm aus dem »Winterjahrbuch« in der Autorenbuchhandlung Marx & Co, Grüneburgweg 76, Frankfurt.

Trotzdem bin ich sicher, dass man meinen Roman auch dann lesen kann, wenn einem die Literaturwissenschaft gänzlich fremd ist. Man liest ja auch wegen des Fremden in einem Text. Die Gepflogenheiten der englischen Gentry sind mir gänzlich fremd, und doch liebe ich die Romane von Jane Austen. Im Übrigen ist die Hauptfigur, dieser Jan Wilm, als Wissenschaftler gescheitert, so dass er als Vergleichsgröße für mich nicht viel taugt. Und der Roman handelt ja auch von der Liebe und dem Tod.

Auf dem Klappentext gibt es auch ein lobendes Zitat von Christian Kracht, der vor zwei Jahren in Frankfurt Poetikdozent war, zum Buch. Da man weiß, dass er selber mit dieser Textsorte spielt: Ist das authentisch, oder eher ein metafiktionales Spiel?

Das Zitat stammt natürlich von Christian Kracht. Auch durch Krachts Interesse an der Figur Blackshaw ist meine Arbeit zu diesem Schnee-Fotografen noch intensiviert worden – ohne an der Stelle zu viel verraten zu wollen.

In Ihrem Roman werden die Großthemen Erinnerung, Identität, Authentizität, Wahrheit, Fiktion und Sprache auf eine Weise erörtert, wie man es von der Literatur der Moderne bereits kennt. Hat das im Zeitalter der Postmoderne noch eine Bedeutung, kann sowas heute beliebig anzitieren?

Es gibt heute auch viele Romane, die auf eine völlig andere Art erzählen und sich mit der Postmoderne überhaupt nicht abgeben. Ich habe gar nichts dagegen, dass man heute zum Beispiel so schreibt wie im 19. Jahrhundert. Alles ist möglich, das gehört für mich auch zu den Errungenschaften der Postmoderne. Es kommt hinzu, dass viele Leserinnen und Leser die Kontexte, in denen man schreibt, heute gar nicht mehr kennen. Dadurch wirken vermeintlich alte Schreibweisen schon wieder neu. Vieles geht heutzutage verloren, es muss daher immer wiederbelebt und wiederholt werden. Politisch gesehen ist das meist katastrophal, künstlerisch gesehen dagegen oft sehr produktiv.

Sie sind in mehrfacher Hinsicht Alumnus der Goethe-Universität, haben hier studiert, promoviert und als Wissenschaftlicher Mitarbeiter gewirkt. Hat Ihre Alma Mater einen Einfluss auf Ihr Schreiben, gibt es so etwas wie eine »Frankfurter Intellektualität« oder ist das zu romantisch gedacht?

Ich bin kein Mitglied literarisch-intellektueller Gruppen, da ich außerhalb von Gruppen immer am glücklichsten gewesen bin. Gleichwohl kann ich vom kulturellen Netzwerk hier in Frankfurt sehr profitieren. Mein Verlag Schöffling & Co., den ich aufs Höchste schätze, sitzt in der Stadt. Aus der reichen Kulturlandschaft kann ich als Autor schöpfen. Und Frankfurt ist als Großstadt trotz allem keine große Stadt, so dass man auf kleinem Raum eine Welt entdeckt, wie in einem Roman. Man kommt gut zurecht.

Ihrem Roman nach also anders als in einer Riesenstadt wie Los Angeles. Gab es Reaktionen auf Ihren Roman speziell von-

seiten der Literaturwissenschaft? Es kommt ja nicht so oft vor, dass ein Literaturwissenschaftler einen Roman verfasst.

Die Reaktionen auf den Roman waren insgesamt sehr erfreulich; die wenigen negativen Kritiken waren aber alle interessant, weil sie für eine lebendige Auseinandersetzung und auch eine Hinterfragung der eigenen Arbeit sorgen. Am meisten muss ich lachen über Leute, die den Roman als eine Art Habilitation lesen. Na gut, dann lesen ein paar Leute eben endlich mal all die Habilitationen, die verfasst werden.

Der Romanheld ist im Unterschied zu Ihnen Musikwissenschaftler; er möchte aber etwas schreiben und gewissermaßen sein ganzes Leben in ein Werk packen.

Sein Schreibprojekt ist kein Roman. Er hat zuerst vor, eine wissenschaftliche Studie über den Schnee-Fotografen Gabriel Gordon Blackshaw zu schreiben, vielleicht eine Kulturgeschichte des Schnees. Eigentlich hat er aber gar keine Lust auf wissenschaftliche Texte, ja noch nicht mal auf Sprache im Allgemeinen. Das ist natürlich ein großes Problem für jemanden, der ein Buch schreiben soll. Er hat eine Frau verloren – der Roman macht nicht klar, ob sie gestorben ist oder ihn verlassen hat. Und er reflektiert darüber, ob man eine geliebte Person dann nochmal verliert, wenn man über sie schreibt, sie also verarbeitet. Für Wilm ist das eine schlimme Vorstellung, dass er etwas ausdrückt, was durchs Ausdrücken an Bedeutung verliert.

Ihr Held ist ein an sich zweifelnder Jungwissenschaftler, der sehr skeptisch auf den Wissenschaftsbetrieb schaut: ein in den Geisteswissenschaften vielleicht nicht seltener Typus?

Die Geisteswissenschaften sind heute in vielerlei Hinsicht das Prekariat der akademischen Welt, wie die Literatur heute das Prekariat der Künste ist. Ich finde es besorgniserregend, was es über eine Gesellschaft aussagt, für die die Literatur und Literaturwissenschaft weniger wichtig geworden sind. Auf mich trifft die Schwarzmalerei des Romans jedoch nicht zu, denn ich habe mich wissenschaftlich immer sehr wohl gefühlt. Meinen akademischen Job habe ich aus freien Stücken aufgegeben, weil ich mir nicht vorstellen konnte, dauerhaft nicht-fiktional zu leben. Doch das wissenschaftliche Arbeiten hat mir vieles gezeigt, Leitlinien an die Hand gegeben, besonders Ordnung für Texte und Ideen.

Eingestreuert werden im Roman Songs, meist aus dem Indie- und Folkbereich, dazu gibt es eine Playlist auf Spotify. Die Musik zum Buch, eine mediale Erweiterung?

Die Songtitel bieten so etwas wie einen Stimmungssoundtrack beim Lesen. Oder es sind, wie man es vielleicht aus dem Stummfilm kennt, Zwischentitel, die unvermittelt die erzählerischen und essayistischen Teile des Romans partitionieren. Mich interessiert, wie eine literarische Fiktion in die Wirklichkeit verlängert wird, und diese Spotify-Liste ist ein greifbares Beispiel davon.

Gibt es schon weitere Romanprojekte?

Ja, die gibt es; mein autofiktionales Projekt ist als Trilogie angelegt. Den zweiten Teil stelle ich gerade fertig, er wird im nächsten Jahr erscheinen. Dieser Jan Wilm wird die Leserinnen und Leser also noch etwas verfolgen – und mich sowieso.

Fragen: Dirk Frank